

# I. WAPPEN LESEN. VORÜBERLEGUNGEN UND PRÄMISSEN

## 1. Einleitung:

### Heraldik – die Magd der Geschichte und die Muse der Literatur

Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts bildete sich infolge tiefgreifender zivilisatorischer Wandlungsprozesse in Nordwesteuropa die ritterlich-höfische Kultur als erste Laienkultur des Mittelalters heraus. Aufs Engste damit verflochten ist die seinerzeit einsetzende Verbreitung der Wappen,<sup>1</sup> in deren Gestalt sich jene makroskopischen Entwicklungen wie unter einem Brennglas gebündelt widerspiegeln.

Wappen dienten zunächst dazu, adlige Hoheitsansprüche zu repräsentieren und zu legitimieren. Diese bezogen sich auf jene unzähligen freien oder als Lehen vergebenen Herrschaften dies- und jenseits des Rheins, die der frühmittelalterliche Zerfall des Karolingerreichs hinterlassen hatte und die, indem sie nach und nach erblich wurden, den Territorialisierungsprozess von dauerhaftem familiärem Landbesitztum beförderten. So erwuchs das Wappen, im Zusammenspiel mit einem mentalitätsgeschichtlichen Wandel hin zur agnatisch-patrilinaren Erbfolgestruktur,<sup>2</sup> zu einer wesentlichen symbolischen Ausdrucksform adliger Vorrechte. Neben dieser repräsentativen Dimension nahmen auf die Ausbildung der Heraldik gleichermaßen pragmatisch-militärische Faktoren Einfluss, denn die Trägerschaft der Wappen formierte sich vornehmlich aus dem Berufsstand der wehrhaften Ritter. Deren Ethos war durch christianisierte Spielregeln der Gewalt geprägt. Vormalis zur Wahrung des Gottes- und Landfriedens berufen, wurde der *miles christianus* im Zuge des Investiturstreits gezielt zum Vorkämpfer der Kirche institutionalisiert. Die Kreuzzüge zementierten das geistliche Selbstverständnis des Rittertums, lieferten allerdings auch entscheidende Impulse für die Epistemik und Formgeschichte der Heraldik. Im Tumult nie dagewesener Aufmärsche erkannte man alsbald die

---

<sup>1</sup> Vgl. zur Interdependenz von höfischer Kultur und Heraldik u. a. PASTOUREAU 2008, S. 298–310, PARAVICINI 2011, S. 14–17, 77–85, und VON BRANDT 2012, S. 119–122. Zur ritterlich-höfischen Laienkultur vgl. JOSEF FLECKENSTEIN: Art. Ritter, -tum, -stand, I. Allgemein und Mitteleuropa. In: LexMA, Bd. 7 (1995), Sp. 865–873, und zu deren Entstehung JAEGER 2001, ähnlich FLECKENSTEIN (Hrsg.) 1990, offener PARAVICINI 2011, S. 3–56.

<sup>2</sup> Als Hauptursache, wie das vor allem SCHEIBELREITER 2009f, hier S. 234–239, und an anderer Stelle dargestellt hat, sollte man dies für die komplexe Entstehungsgeschichte der Heraldik allerdings nicht werten; vorsichtiger FENSK 1985, S. 153f., und PARAVICINI 2011, S. 20f., kritisch dazu besonders CROUCH 2002, S. 28–36.

ausdifferenzierende, Übersicht verschaffende Funktion des Wappens, ebenso wie die *peregrini* das Kreuz als Prototyp des gemeinschaftsstiftenden Zeichens entdeckten, das Sprach- und Standesgrenzen all derer überwand, die geschlossen das Kreuz nahmen.<sup>3</sup> Die Erfahrungen, welche die Kreuzritter im gegenseitigen und vor allem im Austausch mit der orientalisches-islamischen Kultur ins Heilige Land oder nach Hause trugen, vergrößerten entschieden das Repertoire adliger wie heraldischer Vorstellungswelten.<sup>4</sup> Schließlich etablierte sich das Wappen auch am Konzentrationspunkt der ritterlich-höfischen Kultur, dem Hof, und seinen beiden Hauptereignissen laikaler Selbstinszenierung, dem Fest und dem Turnier.<sup>5</sup> In die alltagsenthobene Zeremonienwelt und Sachkultur des Fests fügte sich der kreative Farb-, Form- und Symbolreichtum des Heraldischen natürlich ein.<sup>6</sup> Besonders für die Ästhetik und Regieführung der bald ins Festgeschehen inkorporierten Reiterkampfspiele bildete das Wappen ein tragendes Element. Die Turniere gerieten zur Bühne einer eigenen Berufsgemeinschaft wappenkundiger Herolde, die Teilnehmende und Zuschauende wie Dirigenten durch den Kampfverlauf leiteten.

So untrennbar ritterlich-höfische Kultur und Heraldik vor diesem Hintergrund erscheinen, so klar ist auch, dass die Wappen durch ihre Funktionalisierungs- und Bedeutungsvielfalt den hier skizzierten Horizont rasch überschritten. Sie wurden als bischöfliche oder päpstliche Repräsentationszeichen gebraucht, zogen in die sich ausbildende Welt der Städte ein und reiften dort zu einem elementaren Kommunikationsmedium,<sup>7</sup> ja selbst dem Stand der Bauernschaft blieben sie nicht vorbehalten.<sup>8</sup> Bald schienen sie den Zeitgenossen u. a. auf Stadttoren, Gewändern, Münzen, Teppichen, Fassaden, Handschriften, Grabmälern oder Siegeln entgegen.<sup>9</sup> Mit einem Wort: Das fortschreitende Zeitalter des europäischen Mittelalters ist auch und insbesondere ein heraldisches Zeitalter gewesen.

<sup>3</sup> Am Vorabend des dritten Kreuzzugs verabredeten einige europäische Herrscher zur gegenseitigen Unterscheidung z. B. mehrere Farbvarianten des Kreuzwappens, vgl. »Gesta Henrici Secundi: *Predicti vero reges in susceptione crucis ad distinguendam gentem suam, signum evidens providerunt* (zitiert nach Ed. STUBBS 1867, hier Bd. 2, S. 30). Die Franzosen führten rote, die Engländer weiße und die Flamen grüne Kreuze; vgl. auch NEUBECKER 1990, S. 67. Zur besonderen Semiotik religiöser Wappen s. ausführlicher Kap. II.3.2.

<sup>4</sup> Vgl. zum orientalischen Einfluss auf die Heraldik PASTOUREAU 2008, S. 27, 188f., 300–302.

<sup>5</sup> Zum Fest vgl. allgemein HAUG/WARNING (Hrsg.) 1989, in mediävistischer Perspektive u. a. MARQUARDT 1985; zum Turnier grundlegend der Band von FLECKENSTEIN (Hrsg.) 1985, sowie FLECKENSTEIN 1985, PARAVICINI 2011, S. 13f.; vgl. BUMKE 2005, S. 276–281. Für eine Einführung zum ritterlichen Turnier siehe auch Kap. III.B.1.

<sup>6</sup> Vgl. HAUG/WARNING (Hrsg.) 1989, S. XV, 217–223, sowie BUMKE 2005, S. 12–14, und S. 276, passim.

<sup>7</sup> Vgl. dazu besonders die Studie von WEBER 2011.

<sup>8</sup> Seit Beginn des 14. Jahrhunderts waren Bauernwappen allgemein verbreitet, vgl. PASTOUREAU 2008, S. 51f.

<sup>9</sup> Ein anschauliches Bild von der Ubiquität des Heraldischen vermittelt der fiktive »Spaziergang« eines Adligen durch die wappenbesetzte Welt des Spätmittelalters bei PARAVICINI 1998, S. 327–339.

Das Bewusstsein dafür, dass Wappen omnipräsente Bestandteile vormoderner Lebenswelt und Welterschließung bildeten und in der Gegenwart, zu Ornamenten europäischen Kulturerbes erstarrt, weiterhin als Speichermedien des kulturellen Gedächtnisses fungieren,<sup>10</sup> macht sie in mediävistischer Perspektive zu einem bedeutsamen Forschungsgegenstand. In dieser Weise hat man Wappen auch besonders während des archäologischen Sammlungseifers des 19. Jahrhunderts geschätzt und ohne jede Missachtung von der Heraldik als »Magd der Geschichte« (*handmaid of history*) gesprochen,<sup>11</sup> anders als in der Gegenwart, wo derartige Bezeichnungen eher als Kampfbegriffe für den prekären Status der sog. historischen Hilfswissenschaften reaktiviert werden.<sup>12</sup>

Bemerkenswert ist, dass lange vor der Verwissenschaftlichung der Heraldik ab dem 17. Jahrhundert<sup>13</sup> schon das Spätmittelalter jenen konservatorischen Quellenwert der Wappen in spezifischer Weise für sich entdeckte, und zwar in Gestalt sog. Wappensagen.<sup>14</sup> Dabei handelt es sich um ätiologische Erzählungen, die wahrhaftig über die Entstehung heraldischer Zeichen aufzuklären beanspruchen, in der Regel jedoch spielerisch in historische Zusammenhänge eingeflochten sind, ihr Sujet oft sogar in weit vorheraldische Zeit zurückprojizieren, um die Größe eines wappenführenden Geschlechts oder eines Ahnherrn fabulös zu inszenieren. Die Nachwirkung der Wappensagen war offenbar noch Anfang des 19. Jahrhunderts so stark, dass einige davon als eigenständige Geschichten Eingang in die ›Deutschen Sagen‹ der Brüder GRIMM fanden. Im weiteren Verlauf des Jahrhunderts entstanden gar dezidierte Anthologien, die von der Beliebtheit dieser besonderen Textsorte als Unterhaltungsliteratur zeugen.<sup>15</sup>

Aus den Wappensagen lässt sich gewissermaßen die Quintessenz für den Fragehorizont der vorliegenden Studie ziehen, daher seien hier einige, bereits spätmittelalterlich bezeugte kurz vorgestellt: Der Ursprung des Mainzer Rades wird z. B. in einer Erfurter Chronik um 1260 mit dem heiligen Erzbischof Willigis (um 940–1011) in Verbindung gebracht. Dessen Vater übte den Wagnerberuf aus. Um dieser bescheidenen Herkunft gewahr zu bleiben, ließ Willigis an die Wand seiner Kammer augenfällig den Schriftzug »Willigis, Willigis, erinnere, woher du kommst« an-

<sup>10</sup> ASSMANN 2010.

<sup>11</sup> Vgl. z. B. BARRINGTON 1844, S. III, BOUTELL 1864, S. V, oder AVELING 1890, S. 5. FOX-DAVIES 1909, S. IX, nannte die Heraldik »the shorthand of history«.

<sup>12</sup> Zum aktuellen Stand der Grundwissenschaften vgl. MACKERT 2021, speziell zur Heraldik HILTMANN 2019.

<sup>13</sup> Eine kurze Wissenschaftsgeschichte bietet SCHEIBELREITER 2006, S. 13–21. Vgl. auch HILTMANN 2016.

<sup>14</sup> Dazu dezidiert SCHEIBELREITER 2014, S. 162–166. Der Begriff, allen voran »Sage«, ist freilich modern.

<sup>15</sup> Zu nennen sind vor allem Freiherr Franz' von Gaudy ›Schildesagen‹ (1834), Realis' ›Heraldische Blumen‹ (1840), George Hesekeis ›Wappensagen‹ (1865) und Johann Georg Theodor Grässes ›Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels Deutscher Nation‹ (1876).

bringen und diesen ringsherum mit Rädern behängen, sodass er nie sein ärmliches Herkommen vergaß; auf diese Weise wurden Räder zum bleibenden Zeichen der Mainzer Erzbischöfe.<sup>16</sup> Um das zuerst 1229 nachweisbare Wappen der Mansfelder, sechs rote Rauten auf silbernem Grund, rankt sich eine nicht weniger originelle Sage. Zu Zeiten Kaiser Heinrichs V. (1081/86–1125) bat Graf Hoyer I. von Mansfeld auf einem Hoftag um ein Stück Eigenland, groß genug, um es mit einem Scheffel Gerste abmessen zu können. Nachdem seine Bitte gewährt wurde, musste die Hofgesellschaft überrascht mitansehen, wie Hoyer die einzelnen Gerstenkörner so geschickt platzierte, dass er damit einen weitläufigen Grundbesitz umriss. Auf den regen Protest der Neider reagierte der beeindruckte Kaiser nur amüsiert und hielt Wort, sodass besagtes Land »des Mannes Feld« blieb: Damit war Name und Wappen der Mansfelder geboren.<sup>17</sup> Weitläufig bekannt ist daneben die im 12. Jahrhundert aufkommende und um 1257/58 von Konrad von Würzburg eigens versifizierte Schwanenrittersage über den geheimnisvollen Streiter, der zu einem Hoftags Karls des Großen in Nijmegen auf einem Boot, gezogen von einem Schwan, samt Schwanenwappen erschienen sein soll, um die Erbensprüche der Herzogin von Brabant zu verteidigen.<sup>18</sup> Zur Entstehungszeit des ›Schwanritters‹ nahm das fränkische Grafengeschlecht von Rieneck den Schwan als Helmzier an und vieles spricht dafür – nicht zuletzt die Aussagen des Texts selbst –, dass Konrads Erzählung aus einer Auftragsarbeit hervorgegangen ist, um den Rieneckern Hand in Hand mit dem Wappenwechsel eine imposante mythische Ursprungsgeschichte zu verleihen.<sup>19</sup>

<sup>16</sup> *Tempore huius imperatoris archiepiscopus fuit in Maguntia Willigis. Iste quia humilem progenium habuit et patrem, qui currus et bigas facere solebat, in thalamo ornato grossis litteris scribi iussit, cuius ipse clavem reservans introire solus consuevit et legere scripturam, que talis erat: »Willigis, Willigis, recole, unde veneris.« Hec in lingua Theutonica scripta erant. Appenderat etiam rotas et huiusmodi instrumenta in pariete circumcirca, in quibus suam prosapiam et statum sue paupertatis intente, ut fertur, agnoscebat. Usque adhuc habentur rote due quasi aratri in vexillo ecclesie Maguntine* (Cronica minor minoritae Erphordensis, 626,11–22, zitiert nach Ed. HOLDER-EGGER 1899). Vgl. auch DOBRAS 2011/12, S. 203–208. In der ›Thüringischen Chronik‹ Johanns Bange (1599), hier 38<sup>r</sup>, ist die Erzählung um Neider erweitert, die Willigis sein Schloss mit Schriftzug und Rädern verschandeln, was den demütigen Bischof erst zur Ausgestaltung seiner Kammer motiviert. Vgl. die Version in Grimms ›Deutschen Sagen‹, Nr. 468 (alte Zählung, zitiert nach Ed. RÖLLEKE 1994).

<sup>17</sup> Vgl. die unter dem Pseudonym ›Otmar‹ veröffentlichten ›Volcks-Sagen‹ von Johann Karl Christoph Nachtigal (1800), hier S. 201f.; das ist auch die Quelle für GRIMMS ›Deutsche Sagen‹, hier Nr. 569. Weiter war die Wappensage, obwohl weit älter, nicht zurückzuführen. Cyriacus Spangenberg erklärt in der ›Mansfeldischen Chronica‹ (1572), hier 2 Germ.sp. 143-1, Biiir, den Namen der Mansfelder über König Mannus und die Askanier.

<sup>18</sup> Vgl. zuletzt umfassend YU 2023.

<sup>19</sup> Sw, V. 1604–1611: *von Gelre beide und ouch von Cleven | die graven sint von in bekomen, | und wurden Rienecker genomen | üz ir geslechte verre erkant. | ir künne wart in manec lant | geteilet harte wite, | daz noch aldä ze strite | den swänen fueret unde treit.* Zur Wappenübernahme der Rienecker, vgl. RUF 1984, Bd. 2, S. 186–189. Auch diese Sage fand Eingang in die GRIMM'sche Sammlung (Nr. 538). Zur Datierung und Auftragsgeberschaft des ›Schwanritters‹ vgl. u. a. BRUNNER 1981a, S. 281, sowie die Übersicht bei YU / KELLNER 2023, S. 252f.

Blickt man über die Grenzen der kleineren deutschen Landesherrschaften hinweg, dann sind zwei weitere Wappensagen besonders erwähnenswert. Eine davon betrifft die *fleur de lis*, das über Jahrhunderte prägende Symbol der französischen Könige. Während der heraldische Gebrauch der Lilie erst zu Herrschaftszeiten Philipps II. August (1180–1223) nachzuweisen ist,<sup>20</sup> setzt schon Ende des 13. Jahrhunderts eine auf die Merowingerzeit zielende Legendenbildung ein. Danach sei Chlodwig I. (466–511), dem ersten und allerchristlichsten König, für seinen Kampf gegen den alemannischen (!) Heidenkönig Caudat von Gott selbst das Lilienemblem, Zeichen der heiligen Dreifaltigkeit, durch einen Engel überreicht worden.<sup>21</sup> Mit der Stilisierung Chlodwigs als christlichem Konvertiten waren die Zeitgenossen schon infolge der Geschichtsschreibung Gregors von Tours (538–594) wohlvertraut. Die Ätiologie des Lilienwappens wurde hingegen erst im Zuge der spätmittelalterlichen Chlodwig-Verklärung populär, mittels derer die französischen Könige, besonders Karl V. (1364–1380), die Souveränität und Auserwähltheit des Monarchen inszenatorisch zu legitimieren suchten.<sup>22</sup>

Die letzte der ausgewählten Wappensagen führt in den dritten Kreuzzug und betrifft die Geburt des österreichischen Bindenschilds. Während der Belagerung von Akkon 1191 soll der weiße Waffenrock Leopolds V. (1157–1194) sich derart durch das rote Blut der von ihm getöteten Heiden verfärbt haben, dass darauf nach Kampfe allein ein weißer Streifen zurückblieb, als der österreichische Herzog sein breites Schwertgehenk ablegte. In Anerkennung seiner Leistungen sprach Kaiser Heinrich VI. ihm das makabre Ornament als Wappen zu.<sup>23</sup> Damit verbunden ist eine weitere heraldisch geprägte Erzählung mit weitreichenden Folgen für das europäische Machtgefüge: Nach der erfolgreichen Eroberung Akkons scheint Leopolds herzogliches Banner den englischen König Richard Löwenherz derart in seiner Stellung provoziert zu haben, dass er es symbolisch in den Dreck stieß. Der Hintergrund ist je nach Quelle und deren Provenienz unterschiedlich ausgeschmückt. Laut einer österreichischen Chronik sei Leopold wohl lediglich etwas unbedacht mit seinem

<sup>20</sup> Sicher ab Ludwig VIII. (1223–1226), vgl. dazu die Übersicht bei PASTOUREAU 2008, S. 161f.

<sup>21</sup> Der frz. König *porte les armes de trois fleurs lys en signe de la beneoite Trinité, qui de Dieu par son ange furent envoiez a Clovis, premier roy chrestien, [...] en lui disant qu'il fist raser les armes en trois croissans que il portoit lors en son escu et [...] mettre [...] en ce lieu les trois fleurs de lys*, so der Prolog zu einer frz. Übersetzung von Augustinus' ›De civitate Dei‹ (1377), zitiert nach PASTOUREAU 2008, S. 161. Vgl. LUDWIG 1997, S. 246f.

<sup>22</sup> Vgl. weiterführend LUDWIG 1997, S. 243–247.

<sup>23</sup> Die Quellenlage ist verstrickt. Der Bindenschild selbst ist erstmals in einer Urkunde von 1230 nachweisbar, aber ohne Tinkturen, vgl. dazu WEYSS 1989/90. In der ›Österreichischen Chronik‹ (vor 1394) wird bloß gesagt, dass Leopold *den löbleichen schilt [...] in der haidenschaft hat ervochten* (lib. III, cap. 227, zitiert nach Ed. SEEMÜLLER 1909); für die *bedeutnüss* (ebd.) des Wappens wird auf Buch V verwiesen, die Auslegung aber nicht eingelöst (cap. 425). Im ›Fürstenbuch‹ Jans des Enikels (letztes Viertel 13. Jh.) steht der Streit mit Richard im Fokus, erwähnt wird, dass vom Kampfe die kreuzritterlichen *banier bluoten* (V. 1175, zitiert nach Ed. STRAUCH 1900).

Banner vor Richard hergeritten.<sup>24</sup> Nach dem Zeugnis englischer Chronisten glich sein Verhalten schon eher einem gezielten Affront: Mit vorgetragener Fahne habe der Babenberger sich zu ranggleichen Sieg- und Beuteansprüchen angemaßt.<sup>25</sup> Zu einer waschechten Anekdote hat das Kernmotiv Matthäus Parisiensis ausgearbeitet: Danach zog Leopold mit seinem Gefolge in Akkon ein, ließ sich in der Unterkunft eines Normannen nieder und weigerte sich diese trotz Zurechtweisung zu verlassen. Als der Vorfall dessen Verwandten Richard zu Ohren kam, befahl er zornentbrannt, Leopolds dortige Fahne in die Kloake hinabzuwerfen.<sup>26</sup> Trotz der abweichenden Hintergründe ist das Ergebnis stets dasselbe: Leopold soll der Fahnenfall so beleidigt haben, dass er Akkon Richtung Heimat verließ. Während Richards späterer Rückkehr aus dem Heiligen Land ergriff der österreichische Herzog dann seine Chance auf Rache, die in der langjährigen Gefangenschaft des englischen Königs durch Kaiser Heinrich VI. mündete.

Sieht man von der schlichten Form und ihrem oft bescheidenen Quellenwert einmal ab, eröffnen die Wappensagen eine eigentümliche Perspektive auf das Heraldische. Hier tritt uns das Wappen im vergleichsweise fremden Medium der Schrift entgegen und zeitigt ungewohnte, narrative Effekte. Unmittelbar ersichtlich sind die engen Bezüge zu literarischen Traditionen, mittels derer das erzählte Wappen eine je textsorten- und diskursspezifische Kontur gewinnt. Einmal erscheint es durch legendarische Erzählmuster, die u. a. an die Alexius- und Georgslegende erinnern, als Zeichen der *humilitas* (Willigis) oder gar als heilsbringende Reliquie (Chlodwig);<sup>27</sup> andernorts wurden antik-pagane Motive passgenau akkommodiert, wie die Sage von Dido und der Stierhaut beim Mansfelder Wappen,<sup>28</sup> oder existierenden Stoffen ein neuer propagandistischer Rahmen verliehen, wie beim Schwan der Rienecker; in wieder anderen Fällen tritt der Tugend beglaubigende und machtsymbolische Charakter des Wappens in den Blick. Besonders das Beispiel von Leopold und Richard bezeugt überdies das hermeneutische Potential des Wappenzeichens und -narrativs, das je nach Inszenierung ebenso wie »heraldischer Lektüre« eine andere Färbung

<sup>24</sup> *Da gieng daz wannyr des von Österreich vor dem wannyr dez künigs von Engelland. Daz müt den von Engellant und nderdrucht dem von Österreich da sein wannyr* (Österreichische Chronik, lib. III, cap. 225).

<sup>25</sup> *Dux Austria, et ipse unus ex veteribus obsessioribus Accaronis, regem Anglorum secutus a pari in sue sortis possessionem; quia, prolato coram se vexillo, visus fuit sibi partem vindicare triumpho* (De rebus gestis Ricardi Primi des Richard of Devizes [noch Ende des 12. Jh.], hier S. 428, zitiert nach Ed. HOWLETT 1886).

<sup>26</sup> Vgl. das Kernstück: *Rex autem, nimis dictis et cause Normanni favorabilis et credulus, in iram excaudit contra familiam ducis; [...] præcepit precipitanter et secus quam deceret, ut vexillum ducis in eodem hospitio pro signo affixum in cloacam deiceretur* (Chronica maiora, hier Bd. 2, S. 384, zitiert nach Ed. LUARD 1872–1884).

<sup>27</sup> Auch Alexius erträgt standhaft den Spott seiner Mitmenschen; ›Alexius‹, V. 684–703, zitiert nach Konrad: ›Legenden‹, Ed. GEREKE 1926. Georg wird sein Kreuzbanner auch von einem Engel übersandt; siehe Kap. II.3.2.1.

<sup>28</sup> Vgl. Vergils ›Aeneis‹, 1,364–368. Zur Motivtradition FRITZ GRAF: Art. Dido. In: DNP, Bd. 3 (1997), S. 543.

annimmt und zum Schauplatz des Kampfs um Deutungshoheit gerät. Historizität und Fiktionalität, wonach Wappen nach wie vor gerne geschieden werden, bilden hier keine kategorialen Fronten mehr, sondern gehen fließend ineinander über. So gewinnt man den Eindruck, dass Wappen zeit ihrer Überlieferung und Erforschung von Narrativität durchdrungen sind.<sup>29</sup> Dieses narrative Potential hat grenzüberschreitend Anwendung gefunden, in intermedialer, publizistischer und performativer Form, in den erdachten literarischen Welten kreativer Berufsdichter genauso wie in den Chroniken, Übersetzungen und Traktaten heraldisch beflissener Gelehrter.<sup>30</sup>

Aus diesem Zugang heraus lässt sich das zentrale Unternehmen dieser Studie auf den Punkt bringen: Ziel ist offenzulegen, in welchem Maße und durch welche vielfältigen Formen das literarisierte Wappen sozusagen als Muse der Literatur auf die vormoderne Schriftkultur eingewirkt hat. Entgegen den hier angeführten Beispielen zielt das Erkenntnisinteresse dabei hauptsächlich auf die Zeit von etwa 1170 bis 1300 und auf die höfische Literatur des Mittelalters. Nimmt man Wappen jener Zeit und Provenienz als ästhetische und narrative Artefakte wahr, dann öffnet sich der Blick auf ein vielschichtiges Zeichensystem und auf einen eigenen kulturellen Code, der fruchtbar auf die vormodernen europäischen Literaturen wirkte und bislang nur in Ansätzen erforscht worden ist. Ehe dabei vor allem die Texte als Schauplätze dieser »literarischen Heraldik« zur Sprache kommen sollen, gilt es zunächst, die skizzierte Hypothese auf ein begriffliches und methodisches Fundament zu stellen.

## 2. Wortgewandte Wappen – ein Forschungsprogramm zur literarischen Heraldik

Um das einleitend angerissene Vorhaben theoretisch zu unterfüttern, soll für die folgenden terminologischen und methodischen Reflexionen der Konzeptbegriff der »wortgewandten Wappen« als Raster dienen. Darin klingen die zwei elementaren Aspekte einer literarischen Heraldik an. Wortgewandte Wappen meinen zum einen »ins Wort gewendete« bzw. sich »im Wort-Gewand darbietende Wappen«: Unter diesem Stichwort gilt es in medialer Hinsicht begrifflich zu klären, was im Rahmen dieser Arbeit genau unter »literarischer Heraldik« zu verstehen ist und wie sich dieser Untersuchungsgegenstand in Auseinandersetzung mit verschiedenen Bedenken

<sup>29</sup> Bereits der als erstes Wappenzeugnis geltende Schild Gottfrieds V. Plantagenêt (1127) ist sicher Ergebnis einer Rückprojektion des späten 12. Jahrhunderts, vgl. PASTOUREAU 2008, S. 29f., FENSKE 1985, S. 78–83. Den Ursprung der Herolde datiert der Traktat »De heraldis« Enea Silvio Piccolominis (1451) in vorchristliche Zeit und führt sie auf die »Heroes« von Dionysos' Indienfeldzug zurück, vgl. FÜRBEH 1995, MELVILLE 1998, S. 51–54.

<sup>30</sup> Gerade Matthäus scheint die Symbolkraft und Erzählwirkung der Wappen zu inszenieren gewusst zu haben, ist seine »Chronica maiora« doch selbst ein heraldisch bedeutsames Zeugnis, vgl. insb. TREMLLETT / LONDON 1967.

schärfen lässt. Wortgewandte Wappen meinen zum anderen »redegewandte Wappen«: Unter diesem Stichwort gilt es in semiotisch-rhetorischer Hinsicht methodisch zu klären, inwiefern sich die Verweisstrukturen, Redeweisen und Bedeutungsspektren von literarischen Wappen konzeptionell unter einem »heraldischen Code« fassen lassen.

### 2.1 Das Wort-Gewand der Wappen: Begriff und Gegenstand der literarischen Heraldik

Die »literarische Heraldik« eröffnet mehreren mediävistischen Fächern wie der Geschichtswissenschaft, der Kunstgeschichte oder den verschiedenen Philologien spezifische Untersuchungsfelder. Dabei nimmt der Begriff allemal individuelle Bedeutungen an, die jedoch nicht automatisch miteinander konform gehen. Die nachfolgende Begriffsarbeit unterliegt zwar einem philologisch-germanistischem Fokus, in dessen Perspektive der Terminus auch in vorausgegangenen Arbeiten bereits gebraucht wurde,<sup>31</sup> ist jedoch zugleich der Versuch, eine disziplinübergreifend konsensfähige Grundlage zu schaffen. Zu diskutieren sind dabei sowohl der Oberbegriff »Heraldik« als auch das Attribut »literarisch«.

Wenn für das eigene Vorhaben von »Heraldik« und »Wappen« gesprochen wird, dann sind mehrere Missverständnisse zu vermeiden, und zwar im Hinblick auf (1) anachronistische, (2) universalistische und (3) inflationistische Fehlschlüsse.

(1) Zeitraum: Die Heraldik ist die Lehre von den Wappen sowie ihrer Gestaltung.<sup>32</sup> Im Gegensatz zur Sphragistik oder Diplomatie leitet sich der Begriff offenkundig nicht vom Objekt, sondern den darin spezialisierten Akteuren, den Herolden, her. Würde man die Heraldik entsprechend anhand des Heroldsamts im engeren Sinne definieren, müsste man ihre Entstehung im deutschsprachigen Raum auf das 14. Jahrhundert ansetzen, denn trotz einer inzwischen ausgeprägten Wappenkunst ist erst das die Zeit, in der die Herolde als Berufsgruppe in festen Dienstverhältnissen greifbar werden.<sup>33</sup> Nun handelt die vorliegende Studie weder von Berufsherolden (samt angeblicher »Heroldsdichtung«<sup>34</sup>) noch ihrer eigentlichen Blütezeit, sodass man fragen muss, ob die Rede von »Heraldik« hier sinnvoll ist. Die einfachste Lösung besteht darin, für die Zeit bis 1300 im Anschluss an mehrere Forschungsbeiträge und nach BRAULTS grundlegender Studie von »Früh-Heraldik« (*early blazon*)

<sup>31</sup> Vgl. insb. HARTMANN 2002, HARTMANN 2006, HARTMANN 2009; s. auch Kap. I.3.

<sup>32</sup> FILIP 2011, S. 13, SCHEIBELREITER 2006, S. 9.

<sup>33</sup> Vgl. dazu z. B. MELVILLE 1998, S. 49f.

<sup>34</sup> Zur Diskussion um diesen forschungsgeschichtlichen irreführenden Terminus s. u. Kap. II.1.1.

zu sprechen.<sup>35</sup> Dies käme zugleich dem Bestreben entgegen, die hier aufzuzeigenden Inszenierungsformen des Heraldischen im langen 13. Jahrhundert gegenüber denjenigen nach Abbruch der höfischen Literaturproduktion herauszuheben.

Trotzdem möchte ich am Begriff »Heraldik« bzw. »Wappen« festhalten. Das liegt darin begründet, dass die Wappenkunst in gewissem Grad ihrer Profession vorausgeht. Der funktional sich ausdifferenzierende Berufsherald des 14. Jahrhunderts fand bereits eine vielfältige Landschaft an Objekten und Verfahren vor, die dann rasch formalisiert und reglementiert zu einer professionellen Domäne ausgebaut wurden. Für berufsmäßig Dichtende des 13. Jahrhunderts, deren Texte hier im Fokus stehen, war der Kontakt zur dynamischen Welt der Wappen dagegen noch ungleich intensiver.<sup>36</sup> In Frankreich treten die *héralts* zwar schon um 1250 näher in Erscheinung, trotzdem zeugen noch Texte wie das ›Tournoi de Chauvency‹ (1285) davon, dass sie der Großgruppe fahrender Unterhaltungskünstler (*ménéstrels*) angehör(t)en, mit denen sie nach wie vor beträchtliche Kompetenzüberschneidungen aufwiesen.<sup>37</sup> Umso mehr gilt dies für die im Heiligen Römischen Reich verzögert ablaufenden Entwicklungen. Hier zirkulierten im 13. Jahrhundert die Begriffe »*garzûn*«, »*kroijierer*« und »*knappe von den wâpen*« für Tätigkeiten, die funktional quasi-deckungsgleich mit denen der französischen *héralts* waren,<sup>38</sup> die allerdings einen noch geringeren gruppenspezifischen Selbstorganisationgrad besaßen.<sup>39</sup> »Heraldisch« ist diese Phase des synergetischen Austauschs zwischen Wappen- und Sprachkünstlern deshalb gerade zu nennen, weil hier die semiotischen, narrativen und kommunikativen Grundlagen für das geschaffen wurden, was dem professionalisierten und ornamentalisierten Wappenwesen erst sein eigentliches Fundament verlieh.

(2) Geltungshorizont: Die Beschäftigung mit Heraldik fördert grundlegende Einsichten über anthropologische Kulturtechniken des Symbol- und Mediengebrauchs zutage, die in allen Zeiten und Räumen der Menschheitsgeschichte wiederzuerkennen sind. Statt als Untersuchungsgegenstände hat man Wappen aufgrund dessen wiederholt als universalistische Beschreibungsmodelle gebraucht, dies freilich mal

<sup>35</sup> Vgl. BRAULT 1972, S. 1–3, der ebenfalls die Grenze um 1300 zieht. Zum Begriff »frühheraldisch« vgl. auch WEBER 2008; SCHEIBELREITER 2009e hat für die Zeichen vor 1100 den Terminus »protoheraldisch« eingeführt. Im Französischen wird der Begriff »préhéraldique« für alle wappenähnlichen Phänomene seit der Antike bis ins 12. Jahrhundert gebraucht; ab dann spricht man von »armoiries«, vgl. PASTOUREAU 2008, S. 20–26. Damit spiegeln die mediävistischen Begriffsunschärfen *volens volens* die dynamische Entwicklungszeit der Wappen bis um 1300 wider; vgl. auch ebd., S. 13: »La longueur de cette définition et son caractère volontairement imprécis sur plusieurs points [...] traduisent bien la constante évolution et la grande diversité des armoiries«.

<sup>36</sup> Vgl. dazu auch SCHEUER 2006, S. 54f.

<sup>37</sup> Vgl. zur Übersicht u. a. MENEGALDO 2012, S. 304–314; s. ausführlicher Kap. II.1.1.

<sup>38</sup> Vgl. zuletzt ausführlich BOCK 2015, S. 59–81; zu den einzelnen Bezeichnungen bereits SEYLER 1890, S. 19–26.

<sup>39</sup> Vgl. MELVILLE 1998, S. 49, sowie BOCK 2015, S. 81.